

[Texte]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **175 (1896)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

daß er vor lauter Gile seit der Mittagsmahlzeit noch gar nicht dazu gekommen war, auch nur einen einzigen Bissen Speise zu genießen.

Es wird ihm schwindlig. Ihm ist, als tanze die ganze hochachtbare literarische Freitagsgesellschaft von Althofen vor seinen Augen im Kreise herum. Wie ein Fisch auf dem Trocknen nach Luft schnappend und mit den tastenden Händen den Rand des

Das fatale Fremdwort.

Während der Regierungszeit des Herzogs Ferdinand von Anhalt war der Weg zwischen zweien seiner Dörfer in einem wahrhaft entseklischen Zustand, jedes Fuhrwerk blieb darin stecken, und kein Fußgänger konnte ihn passiren. Die Bauern, welche diesen Weg in gutem Zustande zu erhalten hatten, regten weder Hand noch Fuß dazu; bald hatten sie keine Zeit, dann wieder kein Geld, wie überhaupt keine Lust dazu.

Als aber eines Tages auch der Herzog mit seinem Wagen im Schlamm stecken geblieben war, bekam die Sache eine andere Wendung. Er ließ den Schulzen des Dorfes vor sich kommen und schnauzte ihn an: „Nun habe ich aber Eure Schlamperei satt! Ihr wollt wohl mit der Ausbesserung des Weges warten, bis einmal Euer eigener Herzog den Hals gebrochen hat!“

„Herr Herzog“, entschuldigte sich der Schulze, „meine Schuld ist es nicht. Die Bauern —“

„Ach was, die Bauern!“ unterbrach ihn der Herzog. „Ihr seid Schulze! Ihr müßt die Leute persuadiren (überreden)! Versteht Ihr mich?“

Ganz trübselig gestimmt schlich der Schulze heimwärts. Er sollte die armen Bauern „perschwadiren.“ Ja, was war denn das? Gewiß eine neumodische, eine entseklische Strafe. Die Bauern waren seine Verwandten, Freunde und Bekannten, und die sollte er alle „perschwadiren;“ das that ihm doch gar zu leid.

Zu Hause angekommen, versammelte er die Gemeinde und trug die Sache vor. Die Leuten kamen aber wieder auf ihre alten Sprünge: wegen der bevorstehenden Ernte hatten sie keine Zeit, auch sei das Geld rar, und das sei doch auch zu bedenken, und der Weg laufe nicht fort, der könne noch lange in Ordnung gebracht werden.

„Es hilft Alles nichts“, entgegnete der Schulze, „der Weg muß jetzt ausgebessert werden, oder soll ich Euch Alle perschwadiren? So hat es der Herzog befohlen. Ihr versteht mich doch?“

Die Bauern sahen einander eine Weile stumm und verdutzt an. Perschwadiren! Was war denn

vor ihm stehenden Tischchens ergreifend, sinkt er in ohnmachtähnlicher Verfassung auf seinen Stuhl zurück.

Einige der zunächst Sitzenden springen ihm, tödtlich erschrocken, zu Hülfe, und das Präsidium erklärt die Versammlung unter allgemeiner großer Unruhe für aufgehoben, indem es mittheilt, daß der Herr Referent plötzlich unwohl geworden sei.

das wieder für eine Strafe? Endlich nahm ein Aelter das Wort und sagte: „Na, Nachbarn, nun kann das Weigern nichts mehr helfen! Perschwadiren lassen wir uns nicht!“

Bereits am folgenden Tage fuhren die Bauern Steine und Sand herbei, und in acht Tagen war der Weg richtig ausgebaut.

Einer wie der Andere.

Antiquar (zu einem Berufsgenossen): „Sollt' mer glauben, was der Löbl in Mainz is for e schlechter Kerl! Schreibt er mer jüngst, ich sollt' ihm schicken zwei Meißner Figürcher, worauf ich ihm hab' geschickt zwei feine Figürcher, e Schäfer und e Schäferin. Läßt er nix von sich hören vierzehn Tag. Dann kommen mit der Post die Figürcher zurück und e Brief von Löble, wo er schreibt: „Er könnt' die Figürcher nit verwende, se wär'n em zu teuer.“ Schreib' ich dem Löble: „Es wär' mer leid, ich könnt' die Figürcher nit zurück nemme, denn die Schäferin wär' kaput.“ Antwortet mer der Löble: „Des ging' ihn nix an, die Schäferin sei schon vorher kaput gewese, er könnt' zwei Zeuge d'für beibringe.“ Und die Figürcher sind doch heut' noch ganz! ... So e Schuft!“

Die Japanesen — keine Menschen.

Zwischen einem Hoffriseur in Berlin und einer jungen Dame aus den „höchsten Ständen“ wurde jüngst folgendes Gespräch geführt: Dame: „Der Zopf, den ich hier neulich bei Ihnen kaufte, ist ja ganz anders wie andere Zöpfe!“ — Friseur: „Gnädige Frau dürfen sich darüber nicht wundern; ein Zopf von einem halben Meter Länge, der nur 10 Mark kostet, muß anders sein als einer, der 10 Friedrichs d'or kostet. Sie wollen mir gewiß erzählen, daß der Zopf sich nicht austämmen läßt.“ — Dame (seufzend): „Ganz recht, ich habe mir die Hände daran wund gekämmt, woran liegt denn das um des Himmels willen?“ — Friseur (verächtlich): „Gnädige Frau — dacht' ich — hätten gewußt, daß man für 10 Mark keine Menschenhaare kaufen kann, der Zopf ist eben aus Japanesenhaaren!“

Kindermund.



Tante (als ihr der kleine Nefse einen Blumenstrauß zum Bahnhof bringt): „Ei, ei, der prächtige Strauß, na, der mag was gekostet haben.“ — Kleiner Nefse: „Macht nichts, Tante, da kommt's dem Papa nicht mehr darauf an, wenn Du nur wirklich abreisest!“

Nicht so dringend.

Commis: „Ich bin gezwungen, Sie um eine kleine Gehaltsaufbesserung zu bitten, Herr Prinzipal!“ — Prinzipal: Sind Sie Vegetarianer? — Commis (erstaunt): „Nein!“ — Prinzipal: „Na, hören Sie 'mal, wenn Sie noch Fleisch essen, wird's wohl so dringend noch nicht mit Ihnen sein.“

Im Paden.

Knabe: „Gott grüß Ech!“ — Krämerin: „Gott grüß Di wohl, Buebli! Was möchtisch?“ — Knabe: „I sött für nes Fränkli Münz ha.“ — Krämerin (die gewünschten Nickelmünzen auf den Ladentisch zählend): „So, do lueg, Buebli! Wo bescht's Fränkli?“ — Knabe (das Geld nachzählend und einsteckend): „d'Muetter het gseit, sie bring' de's Fränkli morn.“

Beim Arzt.

Doktor: „Leiden Sie an Appetitlosigkeit?“ — Patient: „Ja wohl! Und zwar vorzugsweise nach dem Essen!“

Ueberlistet.

Ein Herr zum Cigarrenhändler: „Haben Sie die Sorte „Germania“ auf Lager?“ — Händler (dienst-eifrig): „Vorzügliche Qualität — preiswerth. Ausgezeichnete Ernte dieses Jahres.“ — Herr: „Danke, danke; ich bin der Fabrikant. Sie schrieben mir, die Qualität sei miserabel; ich freue mich, von Ihnen zu hören, daß Sie sich geirrt haben. Empfehle mich!“

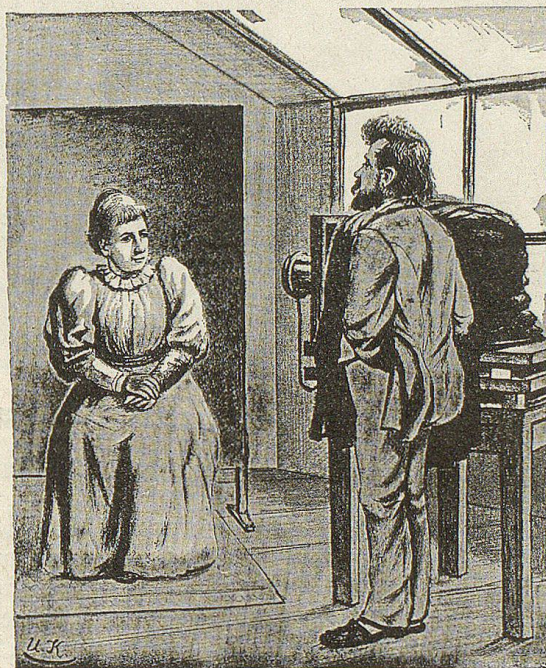
Großartig.

Fremder: „Sagen Sie mal, Herr Wirth, die beiden Herren dort an dem Tisch sind doch gewiß nicht aus dieser kleinen Stadt.“ — Wirth: „Doch, doch, mein Herr! Das sind die oberen Behntausend in unserm Städtchen.“

Eine Generation zu spät.

Graf: „Also auf Ihr Schweigen bauend — wäre es nicht thunlich, hier in unserem berühmten alten Familienschmuck die ächten Steine durch falsche ganz unerkennbar zu vertauschen?“ Juwelier: „Gewiß, Herr Graf . . . nur hat es Ihr Herr Vater schon gethan!“

Beim Photographen.



„So, mein Fräulein, bitte, jetzt recht lieb und freundlich . . . Eins, zwei, drei . . . So, ich danke! Nun können Sie wieder Ihr natürliches Gesicht annehmen.“